



## Ich ringe gern mit Freund Wagner

Der Dirigent Hartmut Haenchen wird 70 und feiert stundenlang mit einer Walküre. Er ist kaum in seiner Heimat Dresden, tut aber Gutes für die Stadt, selbst auf dem Friedhof.

Foto: Gert Mothes

Wer heute an der Tür zum Dresdner Haus von Hartmut Haenchen klingelt, klingelt umsonst. Der Dirigent wird heute 70 Jahre – ist aber wie immer unterwegs. Nur knapp 20 Tage wird der ehemalige Kruzianer in diesem Jahr daheim sein. Von London bis Tokio ist er gebucht, als Spezialist für Mozart, Wagner, Mahler und Strauss, als Kämpfer für die Moderne. Er ist nicht überall beliebt, denn er probt vermeintlich vertraute Stücke immer wieder und wieder. Jene Theater, die sich darauf einlassen, gewinnen. Haenchens Aufführungen gelten als exemplarisch gut. Bis 2017 hat er bereits Verpflichtungen. Das Gespräch zum 70. fand Monate vorher statt, per E-Mail wurde es aktualisiert. „Ich überlebe trotz Arbeit“, sagt der Jubilar.

**Herr Haenchen, Sie werden 70. Was machen Sie an so einem schönen Tag?**  
Arbeiten, was sonst. Die Familie hat ohnehin keine Zeit mitten in der Woche für eine Feier. Ich probe in Amsterdam Wagner. Wenn Sie so wollen, feiere ich „Walküre“.

**Erneut einen kräftezehrenden „Ring“? Wie oft waren Sie schon „Ringer“?**  
Bislang habe ich 24-mal die fast 14-stündige Tetralogie dirigiert. Jetzt kommt die Wiederaufnahme unserer 15 Jahre alten, zeitlos modernen Erfolgsproduktion – dann werden es 34 „Ringe“ sein. Das wird ein Kraftakt. Kollege Bernard Haitink meint: Den „Ring“ sollte man vor dem 60. Geburtstag nicht machen, weil man ihn geistig nicht bewältigt, und nach dem 60. nicht machen, weil man ihn körperlich nicht mehr schafft. Dieses wunderbare, komplexe Werk erfordert physische Höchstleistungen. Das liegt nicht an den Vorstellungen, sondern an den Proben davor. Ich probe täglich zehn bis zwölf Stunden, gehe quasi fix und fertig in die Generalprobe!

**Hilft Krafttraining beim „Ring“?**  
Ohne Fitness-Training geht das nicht mehr. Ich fahre Fahrrad und habe eine Rudermaschine. Außerdem mache ich täglich Yoga.

**Warum überlassen Sie nicht Ihren Assistenten die lästigen Proben?**  
Ich habe zwar zwei sehr gute Assistenten, die übernehmen auch Proben. Aber nie-

mand anderes kann so exakt mit dem Orchester und den Sängern arbeiten wie ich. Das ist das Schöne an der Musik, es gibt Gott sei Dank so viel, was man nicht beschreiben kann, sondern mit seinem Körper übertragen muss. Meine Assistenten haben zu organisieren, sitzen im Saal, um zu hören, wie sich die Klänge mischen, ob die Balance stimmt, denn am Pult höre ich doch von allen am schlechtesten.

**Sie dirigieren gern von London bis Tokyo, nur nicht in Dresden – warum?**  
Ja, meine Fixpunkte sind London, Paris, Madrid, Brüssel und Amsterdam, dann kommt Tokyo dazu. Gerade bin ich wieder an die Mailänder Scala eingeladen worden. Dort bin ich gern, weil man mir optimale Arbeitsbedingungen garantiert. In Dresden hatte ich mich nach meiner Intendanz der Musikfestspiele bewusst fünf Jahre rargemacht. Auch, weil mein Kalender voll war. Jetzt passt es wieder. Ich werde Ende Mai zu den Festspielen in der Frauenkirche auftreten und habe danach zwei Tage frei.

**Sie geben sonst umworbenen Theatern einen Korb – wie das?**  
Der Wiener Staatsoper habe ich 26-mal abgesagt, weil die stets meinten, sie könnten alle Stücke. Wenn ich aber jedem Musiker das von mir eingerichtete, quellenkritische Notenmaterial auf das Pult lege, erwarte ich, dass wir arbeiten. Und zwar, nach eben den neuen Erkenntnissen. Manche Musiker wollen so spielen wie immer. Dem Dirigenten gestehen sie nur zu, dass er lauter oder leiser, schneller oder langsamer musiziert. Dabei birgt die Musik mehr als nur Tempo und Dynamik. Also gehe ich zu den Häusern, wo ich genügend Proben mit Orchester, Chor und Solisten bekomme.

**Das Jahr 2013 bringt Haenchens 70. und Wagners 200. – passt gut, oder?**  
Ich habe nichts dagegen, mit Wagner zu feiern. Er ist eine so faszinierende, wortgewaltige Persönlichkeit, ein so produktiver Künstler und ein sehr, sehr streitbarer Mensch. Obwohl über keinen anderen Komponisten so viel geforscht und publiziert worden ist: Von ihm werden wir auch in 100 Jahren längst nicht alles wissen und müssen vieles noch mal neu überdenken.

**Sie haben Wagners Musik verschlankt, penibel nach den Originalpartituren und Aufzeichnungen und Korrekturen revidiert. Wie kamen Sie darauf?**

Wie immer beim Studium der Quellen. Wagners musikalische Ideen wurden nach seinem Tod in der aufführungspraktischen Routine verzerrt und vernebelt. Man muss nur seine Partituren und Anweisungen lesen. Und wenn man die ersten Aufnahmen Anfang des 20. Jahrhunderts hört, sind die alle klassizistisch, sehr leicht. Gerade in den frühen Werken von „Holländer“ bis „Lohengrin“ muss der Stil-Mix zwischen leichter italienischer Oper und Anklängen der deutschen Romantik zu hören sein.

**Werden wir Wagner nach dem Jubiläum nicht satt haben?**  
Da mache ich mir keine Sorgen. Bei Meisterwerken kommt keine Routine auf. Ich stehe unverändert staunend vor den Kompositionen, sehe plötzlich Farben, die mir vorher nicht aufgefallen sind. Gut sind Pausen, weil man dann mit neuem Blick auf die Partitur schaut. Entscheidend ist für mich die Rückbesinnung auf das Original, besonders die Aufzeichnungen seiner Assistenten. Dann merkt man, wie durchhörbar zumindest der späte Wagner ist. Weswegen entsteht denn immer dieser Riesenspektakel? Weil alle immer die gleiche Dynamik spielen. Nein, bei Wagner ist nichts gleichförmig. Er lässt Dinge vergehen, aus denen dann Neues erwächst. Diese Übergänge sind grandios, wie er Motive raffiniert abwandelt, verschiebt oder überlappt, dass sie ähnlich klingen, aber stets anders sind.

**Was wäre Ihr Leben ohne Wagner?**  
Es wäre künstlerisch anders gelaufen. Ich fing ja an in einer Zeit, als Wagner zu großen Teilen in der DDR nicht gestattet war. Ich war nach Herbert Kegel der zweite Dirigent, der das politische Wagnis auf sich nahm, „Parsifal“ aufzuführen. Der war ja untersagt. Und dann hatte ich noch das Pech oder Glück, in der Berliner Lindenoper „Parsifal“ zu dirigieren. Die Vorstellung war offiziell ausverkauft. Drinnen saßen nur 300 Stasi-Leute, draußen standen die Leute nach Karten an. Ich habe den Vorgang gar nicht so wahrgenommen, weil ich viel zu sehr mit dem Stück beschäftigt war.

**In der DDR wurden Sie zum Staatsfeind, weil Sie sich mit den Instanzen anlegten, sich weigerten, Musik zu verbieten. Und durften dann doch offiziell im Westen arbeiten: Segen oder Fluch?**

Beides: Man wollte mich, „ein politisches Problem und einen schlechten Dirigenten weniger“, aus dem Land raushaben. Man bot mir an, mich freizukaufen – mit zwanzig Prozent meiner Westhonorare. In Amsterdam, als Chef von Orchester und Oper, hatte ich den Spitzensteuersatz von 72 Prozent zu zahlen, zehn Prozent gingen an meine Agentur. Bitte rechnen Sie selbst! Es blieb nichts zum Leben. Eine Zeit lang teilte meine Frau ein, wer wann duschen durfte, und die Brotscheiben gab es abgezählt. Künstlerisch waren und sind die Jahre in Amsterdam sehr glückliche. Ich konnte die Philharmonie zu einem Spitzenensemble formen, wir bauten ein neues Opernhaus, konnten bislang 70 tolle Opernprojekte herausbringen und haben uns exquisit mit Gustav Mahler beschäftigt. Auch Dresden hat davon bei Gastspielen schon profitiert. Und soeben ist unser denkwürdiges Benefizkonzert von Mahlers „Sinfonie der Tausend“ für die Opfer der Flut 2002 auf CD bei Ica erschienen. Alle 600 Mitwirkende spendeten wieder ihr Honorar der Stiftung Dresdner Kreuzkirche.

**Man feiert Sie in Holland, Frankreich, Spanien ... Schmerz es, in Deutschland nicht so anerkannt zu sein?**

Nein, mich verwundert nur, dass man hier nicht aus dem Schubladendenken herauskommt. Zu Hause ist man dort, heißt es, wo man gebraucht wird, und also kann ich nicht klagen. Das beste Beispiel, warum ich in Deutschland nicht dirigiere, ist der Repertoire-Betrieb wie in Dresden. Ich sollte einmal die Wiederaufnahme der berühmten „Elektra“-Produktion, die ich mit Ruth Berghaus 1986 zur Premiere gebracht hatte, ohne Orchesterprobe leiten – unakzeptabel. Daraufhin war meine Zusammenarbeit mit der Semperoper beendet. International hat sich längst das auch finanziell günstigere Stagione-System oder zumindest das Blocksystem durchgesetzt. Da gibt es Produktionen mit nur einer, nicht ständig wechselnden Sänger- wie Orchesterbesetzung. Am Ende der Serie ist meist der

künstlerische Höhepunkt erreicht, weil bis dahin weitergearbeitet wird.

**Trotz Weltkarriere bleibt Dresden Ihr Zentrum – warum?**  
Wahrscheinlich weil ich hier schon meine Grabstätte auf dem Loschwitzer Friedhof habe. Zwei Dinge haben mich dazu bewogen. Ich will meinen Nachkommen den ganzen Ärger im Falle des Falles ersparen. Gleichzeitig will ich beitragen, ein Stück Dresdner Kultur zu erhalten. Der Friedhof steht unter Denkmalschutz, bekommt aber keinen Cent. Es ist nicht mal Geld da, um die bei der Flut 2002 beschädigten historischen Grabstätten in Ordnung zu bringen. Sie finden makaber, über so etwas zum 70. Geburtstag zu reden? Ich meine, der Tod gehört auch zum Leben.

**Wobei ja die Regel gilt: Dirigenten sterben jung oder werden steinalt!**  
Das mag sein. Aber es wird alles anstrengender. Das Reisen wird unkomfortabler: ob per Auto, Flugzeug oder Bahn. Es wäre falsch zu sagen, dass ich kürzertreten möchte. Aber ich schaue, dass ich nach 2016 nicht nur die fünfständigen Opern und die ganz großen Konzertprogramme mache. Und auch da ist Dresden als Zentrum wichtig. Hier steht meine Bibliothek. Ich kann von irgendwo in der Welt anrufen und meine Tochter bitten, aus dem dritten oder vierten Schrank oben eine bestimmte Partitur herauszunehmen und mir zuzuschicken. Ja, ich lebe gern in Dresden, in meinem Haus mit seinem schönen Blick über die Stadt. Die Familie wohnt in der Nähe, gute Freunde sind nicht weit.

**Sie haben in 55 Jahren 3 000 Konzerte dirigiert, 130 CDs, 600 Rundfunk- und 100 Fernsehaufnahmen produziert. Gibt es jenseits der Musik Wünsche?**  
Einen Tag lang im Garten mit den Enkeln und der großen Eisenbahn spielen.

■ Das Gespräch führte Bernd Klempnow.  
■ Bis 5. Mai widmet die Sächsische Landes- und Universitätsbibliothek Hartmut Haenchen die Sonderschau „Grenzüberschreitungen“, zu sehen täglich von 10 bis 18 Uhr. Aus Anlass der Schau hat der Dirigent der Bibliothek seinen künstlerischen Vorlass (3 000 Partituren, Orchestermaterialien und bibliophile Besonderheiten) übergeben.

## Erneute Niederlage für Suhrkamp

Im Gesellschafterstreit geht die nächste Runde an Hans Barlach. Der Verlag muss mehr als zwei Millionen Euro an ihn zahlen.

**Frankfurt am Main.** Im Machtkampf um den Suhrkamp Verlag hat Verlagschefin Ulla Unseld-Berkéwicz erneut eine schwere juristische Niederlage erlitten. Das Landgericht Frankfurt verurteilte gestern die von ihr geführte Familienstiftung, an den Minderheitsgesellschafter Hans Barlach knapp 2,2 Millionen Euro aus dem Bilanzgewinn des Jahres 2010 zu zahlen. Barlach berief sich vor der Handelskammer auf eine Vereinbarung unter den beiden Gesellschaftern. Danach war sein Gewinnanteil aus dem Verkauf des Frankfurter Verlagsgebäudes und des Verlagsarchivs innerhalb weniger Tage auf ein ihm zustehendes Konto zu überweisen. Eine Gesellschaftsvereinbarung halte die Ausschüttung des Gewinns „klipp und klar“ fest, stellte das Gericht dazu fest.

Der Suhrkamp Verlag war Anfang 2010 vom langjährigen Stammsitz Frankfurt nach Berlin umgezogen. Unseld-Berkéwicz, die Witwe des 2002 gestorbenen Verlags-Patriarchen Siegfried Unseld, hält über die Familienstiftung 61 Prozent des Verlags. Barlachs Medienholding AG Winterthur gehören 39 Prozent.

Barlach und Unseld-Berkéwicz liefern sich seit Jahren eine erbitterte Auseinandersetzung. Ende Dezember hatte das Landgericht Berlin die Verlagschefin als Geschäftsführerin abgesetzt. Sie habe rechtswidrig für den Verlag Event-Räume in ihrer eigenen Berliner Villa angemietet und den Mitgesellschafter nicht informiert. Dieses Urteil ist noch nicht rechtskräftig.

Das entscheidende Verfahren ist derzeit bei einer Handelskammer des Landgerichts Frankfurt anhängig. Die Gesellschafter beantragten, sich gegenseitig auszuschließen. Im Februar setzte die Kammer den Parteien eine letzte Frist, bis zum 25. September ihren Konflikt außergerichtlich zu lösen. Letztlich könnte das Verfahren die Auflösung des Verlags bedeuten. (dpa)

## Zittauer Lebensräume



Eine neue Dauerausstellung im kulturhistorischen Museum der Stadt im Dreiländereck führt die Besucher ab morgen durch „Zittauer Lebensräume“. Im früheren Franziskanerkloster werden Geschichten von Alt und Jung, Arm und Reich, aus Stadt und Land erzählt. Hier gewährt der Maler Hanns Herzig einen Blick in das „Zittauer Kloster“ im Jahre 1919. Kunsthandwerk, Silbergefäße, Großschöner Damast, Instrumente, Möbel, Medaillen, Spielzeug, Waffen und Uniformen illustrieren verschiedene Facetten aus der wechselvollen Geschichte der alten böhmischen Königsstadt.

Foto: Museum

## Gekauft für drei, versteigert für 2,23 Millionen Dollar

**New York.** Eine für drei Dollar auf einem Flohmarkt gekaufte chinesische Schale wurde bei einer Auktion in New York für 2,23 Millionen Dollar (1,7 Millionen Euro) versteigert. Die Porzellanschale ist ein Jahrtausend alt. Sie stammt aus der Song-Dynastie (960 bis 1279).

Ein Ehepaar hatte die Schale 2007 für drei Dollar in der Nachbarschaft gekauft und ins Wohnzimmer gestellt. Aus purer Neugier brachten sie die aus weißem Porzellan gearbeitete Schale zum Schätzen und wurden blass: 200 000 bis 300 000 Dollar sollte sie wert sein. Tatsächlich wurden es dann zehnmal so viel.

Die Schale gilt als Musterbeispiel eines Werkes der Song-Dynastie und ist besonders fein aus dünnem Material gearbeitet. Laut Sotheby's ist nur noch eine zweite Schale dieser Art bekannt. Das fast identisch aussehende Stück hatte der Sammler Henry J. Oppenheim 1947 dem British Museum in London geschenkt. (dpa)